

Der Gehorsam Christi

Von Josef G r o t z S. J., Pullach vor München

Es scheint, als könnte Gott, auch wenn er sich in die Gestalt des Knechtes hinein entäußert, seine Göttlichkeit nie ganz verbergen. Wo immer seine Hand zu einem Tun ausholt, sprengt ihr Gestus alle Grenzen. Wenn er den gestirnten Himmel erschafft, dann sind der Sterne so viele, daß die Wissenschaft von Jahrtausenden sie nicht alle zu entdecken vermag. Wenn er Mensch wird, dann steigt er in die hilflose Kleinheit des Kindes, und zwar des armen Kindes hernieder. Und wenn er in der Gestalt des Gottesknechtes Gehorsam übt, dann füllt sein Gehorsam alle Dimensionen jenes Raumes aus, der idealer Weise überhaupt für ihn zur Verfügung steht.

Der menschengewordene Gottessohn mußte um des Zieles der Menschwerdung — der Erlösung von der Sünde — willen Gehorsam üben. Sein Gehorsam sollte den Ungehorsam der Menschheit sühnen (Röm 5, 19; Phil 2, 8). Denn Sünde ist immer Ungehorsam, weshalb sie erst möglich ist, wo ein Gehorsam heischendes Gesetz besteht (Röm 5, 13). Doch ist die Gehorsamstat Christi mehr als Sühne. Aufgrund seines Gehorsams sollten alle, sofern sie nur Glieder an seinem Leibe würden, in das Gehorsamsverhältnis zum Vater zurückgeführt werden und, wenn sie versuchten, fortan (ihm ähnlich) gehorsam zu sein, wieder als Kind des Vaters — als Brüder und Miterben des Gottessohnes — gelten dürfen.

An sich hätte dafür die eine große Gehorsamstat Jesu, die Erfüllung seines vom Vater erhaltenen Auftrags, die Hingabe bis in den Tod am Kreuze, genügt. (Nur von diesem einen Gebot, das über seinem Leben steht, spricht der Herr, von keinem andern.) Wenn er darüber hinaus sein ganzes Leben unter den Gehorsam stellt, so muß dafür noch eine tiefere theologische Begründung zu finden sein. Eine Besinnung auf das Wesen der Menschwerdung soll uns dazu verhelfen.

*Die wesentliche Unbegrenztheit des Gehorsams Jesu
als des kreatürlichen Ausdrucks seiner göttlichen Seinshingabe an den Vater*

Die Menschwerdung läßt uns den mehrpersönlichen Gott erkennen. Bis zu ihrer Verwirklichung gilt das Wort: „Niemand hat Gott je gesehen“ (Joh 1, 18). Jetzt wird dieser Satz abgelöst durch den andern: „Der Eingeborene, der Gott ist, der ruht im Schoße des Vaters, er hat (ihn) dargetan“ (ebd.). Das ewige Wort, das vollkommene Abbild des Vaters (Hebr 1, 3; Kol 1, 15), hat menschliche Gestalt angenommen. Damit ist das Bild des Vaters ‚übersetzt‘

worden in den Erkenntnisbereich des sinnengebundenen Menschen. Zwar haben wir auch jetzt noch keine die Wirklichkeit erschöpfende Schau des göttlichen Wesens. Dennoch kann Christus sagen — und dem Ungelehrigen im Glauben sagt er es ein wenig ungehalten, wie damals dem Philippus: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh 14, 9). Soweit die Züge des göttlichen Antlitzes für uns überhaupt erfassbar sind, erkennen wir sie im gottmenschlichen Antlitz Jesu Christi.

Zunächst zeigt dieses Antlitz die Züge des göttlichen Wortes, des ewigen Gottessohnes, und nur weil das WORT das vollkommene Gegenbild des Vaters ist, auch dessen Züge. Wenn dem aber so ist, dann muß sich auch im menschlichen Verhalten Jesu die unendliche Liebe des göttlichen Wortes zu seinem Vater offenbaren. Die innergöttliche Liebesantwort des Sohnes nun auf die Mitteilung des göttlichen Lebens durch den ihn ewig zeugenden Vater besteht in einer totalen Hingabe seiner selbst, in der Übergabe des ganzen, vom Vater geschenkten Seins, so daß Christus einmal sagen kann: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10, 30). Diese totale Liebe, diese Seinshingabe des ewigen Sohnes an den Vater ist es also, die im Verhalten des Menschgewordenen gegenüber dem Vater — in unsern menschlichen Erkenntnisbereich ‚übersetzt‘ — sichtbar wird. Das göttliche Wort konnte sich aber nicht in den menschlichen Erkenntnisbereich begeben, ohne damit auch in den menschlich-kreatürlichen Verhaltensbereich zu kommen. Die Seinshingabe des Gottessohnes mußte deshalb auf echt menschliche Weise — das heißt in *Freiheit* — dargestellt werden. Gottes Sohn kann nicht anders als den Vater lieben: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4, 16). Wie aber, da er Geschöpf — in allem uns gleich — geworden ist? Je weiter die Seinsvollkommenheit eines Geschöpfes von der unendlichen Vollkommenheit des göttlichen Seins, der Liebe selbst, entfernt ist — und wie weit entfernt ist die des Menschen! —, desto größer ist seine Fähigkeit des Nichtliebenkönnens: seine Freiheit, sich Gott hinzugeben oder zu versagen.

In dieser kreatürlichen Freiheit sollte also die ewige Seinshingabe des Gottessohnes dargestellt werden. Diese Hingabe ist aber unendlich-total. Dann darf auch ihre Darstellung die Merkmale der Unbegrenztheit nicht ganz verlieren. D. h. sie muß auf die denkbar beste menschliche Weise geschehen. Welches ist diese Weise? Auch vor der Menschwerdung versuchten Menschen immer wieder ihre Hingabe an Gott in sprechenden Versuchen zum Ausdruck zu bringen und am besten hatten sie es immer noch durch Darbringung von äußeren und inneren Opfern vermocht, wobei die äußeren nur als Zeichen der inneren Opfergesinnung sinnvoll waren. Wäre demnach die bestmögliche Form dieser Art von Hingabe da erreicht, wo der innere Opferwille nur noch im äußeren Ganzopfer, im Sterben aus freier Liebe heraus, sein Gelingen finden könnte?

Doch auch abgesehen von mancher Fragwürdigkeit eines solchen Liebestodes — vor allem von der Frage nach seiner Sittlichkeit —, wäre ein aus Liebe zum Vater *selbst*gewähltes Sterben Jesu noch nicht die vollkommenste menschliche Ausdrucksform für die ewige Seinshingabe des WORTES. Die Hingabe der zweiten Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit an die erste ist eben die des *Sohnes*, der dem Vater das Sein so zurückschenkt, wie er es von ihm empfangen hat (vielmehr dürfen wir genau genommen nicht einmal von Zurückschenken sprechen, weil seine unendliche Liebe jeder Möglichkeit des Zurückschenkens noch zuvorkommt, da er das unendliche Sein vom Vater nur empfängt, indem er es ihm immer auch schon beläßt): Seine Hingabe wird ganz und gar bestimmt — nicht begrenzt, weil beide unendlich sind — vom Schenken des Vaters, Hingabe also in voller Angewiesenheit auf den schenkenden Vater. Wir sprechen bei den göttlichen Personen lieber von Angewiesenheit als von Abhängigkeit, weil man sie, die alle gleich unendlich sind, sich sonst zu leicht einander untergeordnet denkt. Aber wenn sich der Sohn Gottes schon ‚erniedrigt‘, indem er ‚Knechtsgestalt annimmt‘ (Phil 2, 7), so stellt sich jene Angewiesenheit in seiner geschöpflichen Unterordnung von selbst als restlose *Abhängigkeit* von der Souveränität des Vaters dar.

Liebeshingabe, Freiheit und Abhängigkeit in einer Person harmonisch vereint machen aber ihren *Gehorsam* aus. Nur die uneingeschränkte freie Verfügbarkeit für den Vaterwillen, der sie jetzt auch begrenzend bestimmen kann, und nicht ein selbstgewähltes Opfer, und wäre es noch so groß, konnte also die vollkommenste Darstellung der totalen Seinshingabe des Sohnes sein.

Ist im menschlichen Bereich nicht ohnehin die Hingabe des eigenen Willens an den Willen Gottes die wertvollste Form der Hingabe? Wenn das Wort des hl. Franz von Sales (Theot 10, 1) richtig ist: „Der Mensch ist die Vollendung des Weltalls, der Geist ist die Vollendung des Menschen, die Vollendung des Geistes ist die Liebe“, und wenn schon die Liebe die kostbarste Fähigkeit des Willens ist, so ist das Geschenk des eigenen Willens das Wertvollste, was ein Mensch geben kann. Dann aber ist auch für Christus nicht eine bestimmte Opfertat, nicht einmal die des Kreuzestodes, sondern die Haltung des immer bereiten Gehorsams, also das *innere* Ganzopfer seiner selbst, die vollkommenste menschliche Form seiner ewigen Sohneshingabe an den Vater. Dieser Hingabewille, der sich auf alles bezieht, was Wille des Vaters ist, wird freilich für uns in seinem ganz uuerhörten Ausmaß in der Erfüllung des einen und schwersten Gebotes, von dem der Herr so oft spricht: in der Hingabe am Kreuze, erkennbar. (Andrerseits zeigt gerade dieses mit Nachdruck vom Vaterwillen gegebene Gebot die Unendlichkeit — bzw. in unsere Sprache übersetzt, die Grenzenlosigkeit — der göttlich-väterlichen Liebeserwartung.) Aber auch im Kreuzestod ist der Gehorsam wesentlicher als das Kreuz selbst. Der hl. Paulus lehrt es: „Christus ist gehorsam gewor-

den bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2, 8). Und: „Wie nämlich durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen zu Sündern geworden sind, so werden durch den Gehorsam des einen die vielen zu Gerechten gemacht“ (Röm 5, 19).

Die faktische Unbegrenztheit des Gehorsams Christi

Es konnte also für Christus, den Menschensohn, von vornherein nicht ausschlaggebend und entscheidend sein, *was* er tat, wenn es nur immer der Wille des Vaters war. Und da der Menschensohn Gottessohn ist und sein Gehorsam seine in menschliche Form übersetzte *unendliche* Hingabe an den Vater darstellt, konnte nicht anders erwartet werden, als daß sein Gehorsam in jeder Richtung — Paulus spricht von der „Länge und Breite und Höhe und Tiefe“ (Eph 3, 18) der Liebe Christi — unbegrenzt sein würde.

Der Gehorsam Christi ist der „*Länge und Breite*“ nach unbegrenzt.

Schon Isaias verkündet ihn prophetisch als den ‚Knecht Gottes‘. Und indem er von jener Fleisch annahm, die eben erst ihr „Siehe da, die Sklavin des Herrn“ gesprochen hatte, sollte deutlich werden, daß er als der ‚Unfreie‘ (vgl. Röm 6, 22) des Vaters geboren werden sollte, als das Kind einer ‚Unfreien‘. Im gleichen Augenblick ist denn auch schon sein ganzes Lebensprogramm festgelegt: „Siehe, ich komme, Deinen Willen zu erfüllen“ (Hebr 10, 7).

Besser noch als von seinem Programm sprechen wir von seinem Lebens-
element. „Ich bin nicht vom Himmel herabgestiegen, um meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat“ (Joh 6, 38). Wie der Sohn nur durch das liebende Schenken des Vaters in der ewig zeugenden Mitteilung des göttlichen Seins überhaupt erst ist, so bestimmt die Sendung durch den Vater in die Welt hinein — die Darstellung jener ewigen Zeugung im menschlichen Erfahrungsbereich — das ganze Dasein und Sosein des Menschensohnes: „Einen Leib hast Du mir bereitet . . .“ (Hebr 10, 5). Und wie die Antwort des Sohnes auf die Zeugung durch den Vater die Ganzhingabe an diesen ist, so ist die Antwort des Menschensohnes auf das Gesandtein durch den Vater in die Welt hinein, das Ursprung und Sinn seines Lebens ist, ein rückhaltloses Eingehen auf diese seine Sendung: „Ich komme, Deinen Willen zu erfüllen“ (Hebr 10, 7). Sendung und Gehorsam sind darum die beiden Komponenten seines Lebens. Es ist deshalb keine rhetorische Übertreibung, wenn er einmal sagt: „Ich habe eine Nahrung zum Essen, die ihr nicht kennt . . . Meine Speise ist es, daß ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und daß ich sein Werk ausführe“ (Joh 4, 32 ff.). Wie für uns Essen oder Nichtessen so ist für ihn Gehorchen oder Nichtgehörchen eine Sache auf Leben und Tod.

Es ist also wirklich gut, von seinem Gehorsam nicht als von einem Lebensprogramm zu sprechen. Sonst könnte sich auch leicht das Mißverständnis ein-

schleichen, als habe der Vaterwille mit seinen Fügungen nicht noch Überraschungen, frohe und bedrückende, für ihn bereithalten können. Ist er nicht „in Staunen geraten“, als er den unerwartet großen Glauben des Hauptmanns von Kapharnaum sah (Mt 8, 10)? Gewiß hatte er — auch seiner menschlichen Natur nach — die unmittelbare Anschauung Gottes und damit verbunden ein Wissen um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Geschöpfe, wenigstens soweit sie zu seinem Erlösungsauftrag gehörten. Und welches Geschöpf wäre dem Erlöser aller Menschen nicht zugeordnet gewesen? Und doch hinderte dieses Wissen Jesus nicht, an Weisheit und Erfahrung zu wachsen. Wie hätte sonst der Apostel schreiben können, er habe „aus dem, was ihm an Leiden widerfuhr, Gehorsam *gelernt*“ (Hebr 5, 8)? Die Bereitschaft oder Tugend des Gehorsams konnte Jesus nicht mehr erwerben, weil er sie im Vollmaß von Anfang an besaß. Aber ähnlich wie unser Verstand mit jeder neuen Betätigung, durch jede Erkenntnis, bereichert wird — das heißen wir lernen —, wurde sein grundsätzlich immer zum Gehorsam bereiter Wille mit jedem liebenden Eingehen auf den jeweils neu herantretenden Willen des Vaters bereichert. Auch die Evangelien erwecken den Eindruck, daß Jesus sich von Umständen und Ereignissen bestimmen, ja umstimmen ließ. Oder hatte er nicht mit seinen von der ersten apostolischen Reise zurückgekehrten Jüngern in die Einsamkeit — „ganz für sich allein“ — zum Ausruhen fahren wollen (Mk 6, 31 f.)? Als er aber beim Aussteigen am andern Ufer des Sees die wartende Volksmenge erblickte, begann er sofort wieder zu predigen (Mk 6, 34). Von Alleinsein und Ausruhen ist keine Rede mehr. In der neuen Situation erkennt Jesus sogleich den Willen des Vaters, der ihn gesandt hatte — und jeden Augenblick sendet — zu den „Schafen, die keinen Hirten haben“ (ebd.).

Waren für ihn aber schon diese ‚Zufälligkeiten‘ Weisungen des Vaters, dann darf es uns nicht wundernehmen, daß er den von Gott gesetzten Autoritäten Gehorsam entgegenbrachte. Wie viel Übung widerspruchslosen Gehorsams gegen einen so einfachen Mann wie Josef müssen die vielen Jahre in Nazareth in sich beschlossen haben, daß der Evangelist glauben konnte, mit dem einen Satz „er war ihnen untertan“ (Lk 2, 51) alles Erwähnenswerte aus dieser langen Epoche seines Lebens gesagt zu haben! Dabei war er seinen Eltern sicher nicht bloß untertan, weil sie heilige Menschen waren. Denn er erkennt auch Obrigkeiten an, die er wegen ihrer Fehler heftig rügen muß. Er verlangt von seinen Hörern nichts anderes, als was er selber tut, wenn er sagt: „Auf dem Lehrstuhl des Moses sitzen Schriftgelehrte und Pharisäer; alles nun, was sie sagen, das tut und beobachtet, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun“ (Mt 23, 2 f.). Oder hat er in seinem Leben trotz aller Ungerechtigkeiten jemals die Rechtmäßigkeit der Behörden angezweifelt oder sich rechtmäßigen, wenn auch ungerechten Befehlen widersetzt?

Bei aller Untertänigkeit den Menschen gegenüber gehorcht er letztlich dem Vater. Darum gilt ihm die menschliche Autorität in dem Augenblick nicht mehr, in dem sie von ihm etwas anderes erwartet als der Vater, ist sie auch so rein und lauter wie das Herz seiner Mutter, und ist er selbst wie bei der Wallfahrt, von der uns Lukas berichtet, auch noch ein halbes Kind. Er wird zum schärfsten Ankläger und findet Worte, wie sonst nie in seinem Leben, wenn er gewahrt, daß die menschliche Autorität den Willen Gottes entstellt (Mt 23, 13 ff.). Er ist kein Revolutionär, noch weniger ein Anarchist, sondern gehorsam wie kein zweiter; aber sein Gehorsam bleibt nicht bei menschlicher Autorität stehen; alle rechtmäßige Gewalt ist ihm ‚von oben gegeben‘ (vgl. Joh 19, 11). Gerade seine radikale Gehorsamshaltung dem Vater gegenüber macht ihn zu einem so kritischen und manchmal schwierigen Untertan der staatlichen und religiösen Obrigkeiten; Herodes nennt er einen Fuchs (Lk 13, 32); er kann sich über eine noch so geheiligte Vorschrift hinwegsetzen, ohne ein Ärgernis zu fürchten (Mk 2, 25 ff.; 3, 4 ff.). Sein Gehorsam gegen den Vater ist so unbegrenzt, daß er sich auch durch den formalen Wortlaut eines Gebotes nicht einschränken läßt — noch weniger durch dessen menschliche Deutung.

Die Auffassung Christi vom Gehorsam zeigt sich am deutlichsten in seiner Auslegung des alttestamentlichen Gesetzes, das auch für ihn, der als Mensch ‚unter dem Gesetze‘ war (Gal 4, 4), Geltung hat. Vom Worte Gottes darf nichts unterschlagen werden, kein Strichlein und kein Pünktchen (Mt 5, 18). Dieser Grundsatz entspringt bei ihm nicht der Geisteshaltung jenes Juristen, dem die Akribie des Paragraphenstudiums nur dazu verhelfen soll, möglichst viele Auswege aus den Maschen des Gesetzes zu finden. Auf der andern Seite tritt Christus damit aber auch nicht für jenen Buchstabengehorsam ein, der allzu gern bestimmte Vorschriften — die eigenen Lieblingsgebote — auf Kosten anderer verabsolutiert. (Er kennt auch unter den Geboten Gottes eine Rangordnung, an deren Spitze das Liebesgebot steht.) Nur zu gut weiß er, daß ein solches Verabsolutieren immer menschliche Schwäche, oft noch Schlimmeres — eine fromme Betrugerei der menschlichen Natur ist, die hinter hochauferichteten Gesetzeszäunen einen faulen Frieden gegen alle unberechenbaren Anforderungen der Liebe sichern möchte, die zwar am Sabbat den eigenen Ochsen aus der Grube zieht, sich aber durch das Gebot entschuldigt glaubt, wenn fremde Not Hilfe erheischt. Sein Gehorsam ist eine Buchstabentreue, die aus der Erkenntnis der Größe Gottes stammt und der auch das geringste Gebot, das von Gott kommt, größer ist als alle menschliche Klugheit. Jedes Wort des Gesetzes weist ihm die Richtung — nie die Grenze! — des Willens Gottes. Auch die größte Buchstabentreue könnte, so lange sie minimalistisch eingestellt bleibt, das Gesetz nicht erfüllen. Das wiederholte „Ihr habt gehört, daß gesagt wurde . . .“ (Mt 5, 21 ff.) in der Bergpredigt befaßt sich mit

dem Wortlaut, das dazugehörige „Ich aber sage euch . . .“ weist die Richtung der Erfüllung auf.

Je härter die in der Schrift für ihn geltenden Forderungen des Vaters sind, desto mehr macht er sie sich zu eigen. Sie werden zu seinem persönlichsten Anliegen. Sie sind ihm nicht mehr von außen gestellte Weisungen, sondern steigen aus seinem eigenen Herzen auf und drängen sich immer wieder auf seine Lippen als ein unbedingtes, heiliges und — bei aller Schwere — letztlich seliges „Müssen“ (Mt 8, 31; 10, 38; Joh 3, 14; 12, 27).

Ist nun mit der ‚Länge und Breite‘ des Gehorsams Christi alles ausgesprochen, was sich über seine Unbegrenztheit sagen läßt, oder können wir mit dem hl. Paulus darüber hinaus auch noch von seiner unbegrenzten ‚Höhe‘ sprechen?

Wenn der Gehorsam schon Hingabe seiner selbst ist, dann ist er um so höher zu bewerten, je mehr einer hinzugeben hat, je mehr er ist. Muß sich nicht ein Herrscher durch die Ergebenheit eines Gebildeten und Großen seines Reiches mehr geehrt fühlen als durch den Gehorsam eines Stiefkinds der Natur? Je mehr ein Mensch Persönlichkeit ist, über je mehr Anlagen und Möglichkeiten des Menschseins er in freier Selbstentscheidung und in voller Ausgeglichenheit verfügt, desto wertvoller wird auch seine freie Unterwerfung unter den Höheren sein. Christus kann aber von sich selbst sagen: „Hier ist mehr als Jonas . . . mehr als Salomon“ (Mt 12, 41 f.). Moses und Elias stehen bei der Verklärung ihm zur Seite (Mt 17, 3) und Abraham freute sich, seinen Tag zu schauen (Joh 8, 56). Nur einer ist größer als er, der Vater (Joh 14, 28). Darum hält sich ‚der Größte der vom Weibe Geborenen‘ (Mt 11, 11) mit Recht für unwürdig, ihm die Schuhriemen aufzulösen (Joh 1, 28) und sagt von ihm: „Der von oben gekommen ist, steht über allen“ (Joh 3, 31). Man braucht die Evangelien nicht einmal sehr aufmerksam zu lesen, um von der überragenden Persönlichkeit des Herrn — ähnlich wie Levi an seiner Zollstelle — ergriffen zu werden.

Und dieser „Herr“ gehorcht seinem Vater in ganz freier Liebe; „Deshalb liebt mich der Vater, weil ich mein Leben einsetze, um es (wieder) zu empfangen; niemand nahm es von mir, sondern ich setze es selbst von mir aus ein. Ich habe die Macht, es einzusetzen, und habe die Macht, es wieder zu nehmen. Dieses Gebot habe ich vom Vater bekommen“ (Joh 10, 17 f.). Weil es der Vater will, wünscht auch er es von ganzem Herzen: „Mit einer Taufe habe ich getauft zu werden und wie drängt es mich, bis sie vollendet ist!“ (Lk 12, 50). Was konnte er schon für einen Grund haben, darnach zu verlangen, als weil es des Vaters Wille war?

Und die ‚Tiefe‘ des Gehorsams Christi? Der totale Hingabewille greift zu tiefst in die Persönlichkeit Jesu ein. Gerade weil seine (menschliche) Natur reicher veranlagt war als irgend eine andere, mußte sie um so mehr nach Erfüllung rufen. Aber welche Aufgabe ist ihm mit seiner reich begabten Seele und dem gesunden, harmonischen Leib gestellt? Viele Jahre schlichter Handarbeit nach den Anweisungen eines einfachen Zimmermanns. Hätte sich nicht schon in einem Durchschnittsmenschen von heute alles dagegen aufgebäumt? Was sollte er weiter? Das jüdische Volk bekehren. Hätte er diese Bekehrung nicht mit ganz anderen Mitteln vorantreiben können, mit solchen vielleicht, wie sie ihm der Versucher in der Wüste nahelegte? Doch das war eben Versuchung; der Vater verlangte anderes. Er wirkt Wunder, aber meist im Verborgenen; er sammelt Jünger, aber welche Helfer hat ihm der Vater zuge-dacht! Wie vorsichtig zurückhaltend gebraucht er selbst die Macht seiner Persönlichkeit, die doch seine Feinde am Ölberg zu Boden stürzen ließ. Und diese vom Vater gewollte Zurückhaltung läßt ihn sogar seine Predigt schließlich in die verhüllende und unpersönlichere Art der Parabel kleiden. Wurde er also vom Vater nicht in seiner ganzen öffentlichen Tätigkeit zur Erfolglosigkeit verurteilt? Keine Fähigkeit und Anlage, keine Kraft bei ihm, die zu ihrer vollen Entfaltung gekommen wäre, es sei denn seine Fähigkeit, sich selbst und alle seine Möglichkeiten im Gehorsam gegen den Vater — natürlich gesehen — bis zur Sinnlosigkeit zu verschwenden, zu opfern.

Er wäre nicht echter Mensch gewesen und hätte nicht diese herrlich ausgestattete Menschennatur gehabt, wenn das befohlene Opfer nicht den Einsatz seiner ganzen Liebeskraft erfordert hätte. „In seinen Erdentagen hatte er Bitt- und Hilferufe unter lautem Geschrei und unter Tränen zu dem empor-gesandt, der ihn hätte vom Tode erretten können“ (Hebr 5, 7). Wir wären nicht gut beraten, wollten wir diese Worte nicht in ihrer ganzen Härte nehmen. Wenn er schon in allem uns gleich war, ja, wenn er mit seiner starken Natur mehr Mensch war als wir, dann mußte sich diese Natur gegen die Zumutung der gänzlichen Selbstvernichtung aufbäumen. Der Ölberg wurde zur Stätte des Ringens. Jesus war zwar frei von der sündhaften Begierlichkeit, jener dem Menschen seit der Erbsünde innewohnenden Gesetzlosigkeit, die eine Anlage auf Kosten der andern und zum Schaden des Gesamtmenschen krebsartig wuchern läßt, so daß sie die von Gott wohlmeinend zum Heil des Menschen selbst gezogenen Grenzen überflutet. Aber bei diesem Gebot des Vaters ging es nicht um das Eindämmen dieser oder jener Anlage — ein müßiges Unterfangen bei dem, der alle Anlagen in vollkommenster Harmonie besaß —, sondern um das Opfer gerade der Gesamtheit seiner Anlagen und Strebungen auf einmal. Doch wenn ihm auch der elementare innere Auf-ruhr die Worte auf die Lippen drängt: „Vater, alles ist Dir möglich, nimm diesen Kelch von mir!“, wenn die Wogen der Hilflosigkeit über ihn zusam-

menstürzen, daß er bei den schlafenden Jüngern um Trost nachsuchen muß, auch wenn sich die von seinem starken Willen niedergehaltene Natur wehrt, bis das Blut durch die Poren dringt, sie muß sich diesem Willen ergeben, der selber dem Vater ergeben bleibt: „Aber nicht was ich will, sondern was Du!“ (Mk 14, 36).

So hat noch niemand Gehorsam geübt, weil niemand so viel natürliches Recht auf seine Erfüllung hatte; weil niemand je die Opferung einer so reinen und vollkommenen Natur mit so klarer Entscheidung auf sich nahm. Aber nun war die Entscheidung gefallen. Nachdem die zusammengefaßte Wucht aller seiner nach oben drängenden Lebenskräfte nicht den geringsten Einbruch in den Damm seines Gehorsamswillens bewirkt hatte, war von ihnen nichts mehr zu befürchten, als sie nun in den Stunden seiner Passion wie aufeinanderfolgende Wogen auf ihn einstürmten. Gerade der Ölberg als die bewußt und absichtlich vorweggenommene Zusammenfassung aller anfallenden Entscheidungen der Leidensstunden beweist, wie wenig sich der Herr von den Ereignissen treiben ließ, mit welcher Kraft er seine Natur in die Botmäßigkeit seines Willens zwang und mit welcher herrscherlichen Freiheit er sich ganz dem Vaterwillen unterwarf.

So ist Christi Gehorsam in der Tat nach seiner ‚Länge, Breite, Höhe und Tiefe‘ von einer Größe, die die Möglichkeiten allen geschöpflichen Gehorsams erschöpft. Er ist in seiner Unbegrenztheit nichts anderes als die in den menschlichen Erfahrungsbereich ‚übersetzte‘ unendliche Liebeshingabe des ewigen Sohnes an den Vater.

Nachahmung des unbegrenzten Gehorsams Jesu als unser Weg zum Vater

Wenn die Menschwerdung aber die Gotteskindschaft aller Menschen zum Ziele hat, wenn die Menschen durch den Menschgewordenen zu einem echten Kind des Vaters werden sollen, dann müssen sie auch an seinem Gehorsam teilnehmen. Christus kam ‚von oben‘ (Joh 3, 31), wir kommen von unten. Sein ewiges Verhältnis zum Vater ist ‚übersetzt‘ in seinen menschlichen Liebesgehorsam, damit wir diesen nach dem Maße der uns verliehenen Gnade nachvollziehend immer inniger an der Liebeseinheit zwischen Vater und Sohn teilnehmen. Dann aber darf auch unser Gehorsam nicht von vornherein der ‚Breite und Länge‘ nach eingeschränkt werden; ja er wird auch der ‚Höhe‘ nach dem seinigen sich annähern müssen, indem wir trachten, ganze Persönlichkeiten zu werden, die sich dem Vaterwillen in voller Freiheit beugen können; dem Vater aber muß es ähnlich wie bei Christus überlassen bleiben, die ‚Tiefe‘ des Gehorsams zu bestimmen: die Opfer zu verlangen, die er will. Und dieser unser christusähnlicher Gehorsam wird dann hinauf-‚übersetzt‘ in unser übernatürliches Kindsein vor dem Vater.

Denn Jesus — und mit ihm der Vater — will unsern Gehorsam als Aus-

druck unseres Willens, ihn zu lieben, gelten lassen: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt“ (Joh 14, 21). All unser menschliches Liebesverlangen könnte ihn, der die unendliche Liebe selber ist (1. Joh 4, 8. 16) nie erreichen; jene Liebe, die allein uns in das Kindesverhältnis zum Vater bringt, muß er uns selbst geben. Von ihr heißt es deshalb, daß sie „ausgegossen ist in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben wurde (Röm 5, 5). Wir können zwar unserem Liebeswollen durch den Gehorsam Ausdruck verleihen, wir können versuchen, „Abba, Vater“ zu rufen; aber erst wenn wir im Heiligen Geist, dem Geist des Sohnes, so rufen, werden wir vom Vater auch gehört (vgl. Röm 8, 15), weil dann der in uns wohnende Heilige Geist mit uns und für uns ruft (Gal 4, 6). Können wir doch nicht einmal den Namen Jesus — vor Gott gültig — aussprechen, außer im Heiligen Geist (1 Kor 12, 3). Unser nurmenschliches Kindesgebaren im Gehorsam wäre ohnmächtig, das Rufen unseres gottleeren Herzens würde wirkungslos verhallen, würde unsere Herzenssprache und -gebärde nicht durch den Geist Jesu Christi übersetzt in die Sprache Gottes, unser Gehorsam in das übernatürliche Verhalten des Kindes zum Vater.

Jesus kam ‚von oben‘, um uns ‚Weg‘ zu sein, der uns, die wir von unten kommen, nach oben führt. Als Menschensohn stellt er sein ewiges Sohnesverhältnis — für uns erfahrbar und nachahmbar — im Gehorsam dar, damit wir in der Nachahmung seines Gehorsams — wenigstens skizzenhaft — das Wunschbild unserer Gotteskindschaft zeichnen, das der Geist der ‚Kindannahme‘ (ὑιοθεσία) verwirklichen will. Denn Gott nimmt dieses Kinderzeichnen ernst. Deshalb hat Christus seinen Worten: „Wenn einer mich liebt, wird er meine Worte beobachten“ (Joh 14, 24) das andere hinzugefügt: „Und mein Vater wird ihn lieben und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen“.

Ein wesentlicher Unterschied darf freilich zwischen Christi Liebesgehorsam und dem unsrigen nicht übersehen werden. Bei Christus war die ‚Übersetzung‘ seiner ewigen Sohnesliebe in den gottmenschlichen Gehorsam, wenn er schon eine menschliche Natur annahm, eine notwendige: er hätte nicht Mensch werden können, wenn Gott nicht vorausgesehen hätte, daß sein menschlicher Wille den Willen des Vaters in allem bejahen würde. Dagegen ist die ‚Rückübersetzung‘ unseres Gehorsams in die übernatürliche Kindesliebe durch den Heiligen Geist ein freies Geschenk Gottes. Allerdings sind wir dieses Geschenks — nicht nur aufgrund der schon angeführten Offenbarungsworte — sicher; es ist uns garantiert durch den ganzen Sinn der Menschwerdung selbst: Er, der Sohn Gottes von Natur war, ist gehorsamer Mensch geworden, damit wir Ungehorsame an seinem Vorbild lernen und so Adoptivkinder Gottes werden können, „Erben Gottes und Miterben Christi“ (Röm 8, 17).